

# Rudolf Rauchenstein : 1798-1879

Autor(en): **Wyss, Bernhard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau**

Band (Jahr): **65 (1953)**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-62515>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Rudolf Rauchenstein

1798–1879

Rudolf Rauchenstein wurde am 2. Mai 1798 in seiner Vaterstadt Brugg geboren, als Sproß eines angesehenen Bürgergeschlechts, das im 16. Jahrhundert aus Bruck in der Steiermark zugewandert war. Seine Eltern waren David Rauchenstein, der an der Spiegelgasse das Handwerk eines Messerschmieds ausübte, und Elisabeth, geborene Beldi. Der Knabe besuchte bis zu seinem fünfzehnten Jahr die Brugger Lateinschule. Von seinen Lehrern nennt Rauchenstein EMANUEL FRÖHLICH, den Vater des Fabeldichters, und den spätern Pfarrer von Schöftland, ULRICH BENKER. Tiefen Eindruck machte ihm der Geschichtsunterricht: «Man hörte damals nur von den Franzosen sprechen, deren Aufenthalt und Tun im Lande noch in frischem Andenken war. Mich freute es, daß unsere Schweizer einst eine viel größere Heldenzeit hatten.» Trotz den «sehr mäßigen Glücksumständen» brachte der Vater ihn im Oktober 1813 an das von Professor SAMUEL LUTZ geleitete Gymnasium nach Bern. Schon im Frühjahr 1814 wurde er in die Akademie befördert, deren dreijähriger Unterbau «Philologie» hieß. «Drei Jahre auf einem tüchtigen Gymnasium hätten besser getan.» Stärker wirkte auf Rauchenstein zunächst einzig LUTZ, sein Hebräischlehrer. Auf seine Anregung trieb Rauchenstein im Selbstunterricht anderthalb Jahre lang Arabisch, in der Absicht, Orientalist zu werden. Doch da kam 1815 LUDWIG DOEDERLEIN (1791–1863) an die Akademie: als Philologe reicher an geistvollen Einfällen denn an sichern Forschungsergebnissen, doch ein mitreißender Lehrer. «Er richtete uns eigentlich zum Geistigen auf . . . Durch ihn lernte ich die Schönheit und Hoheit der Griechen erst kennen . . . Doederleins Vorbild, Zureden und Helfen entschied für meinen Lebensberuf, daß ich nicht Theologe, wozu ich bestimmt war, sondern noch dazu Lehrer in den alten Sprachen werden sollte.» Doederlein bemühte sich um die Erhöhung des aargauischen Staatsstipendiums, das seinem Schüler bereits zugesprochen war. Eine scharfe Prüfung, die Rauchenstein vor dem frühern helvetischen Minister A. RENGGER, vor Prof. J. J. FEER und Pfarrer ALOIS VOCK abzulegen hatte, fiel so gut aus, daß dem Gesuch entsprochen wurde. Auf Doederleins Rat ging Rauchenstein nach Breslau, um dort zu erfahren, «wie man Philologie auf deutschen Universitäten behandelte.» In FRANZ PASSOW (1786–1833), dem durch

sein *Wörterbuch der griechischen Sprache* noch heute jedem Philologen bekannten, «dem genialen, kunstgebildeten, edeln und mutigen Manne», fand Rauchenstein seinen akademischen Meister, zugleich einen Menschen von «väterlichem Wohlwollen . . . überdies einen trefflichen Lehrer». «Ich kann nicht genug sagen . . ., wie wohltätig der freie, gesunde und kräftige Sinn, der besonders damals auf jener Universität waltete, auf meine Entwicklung gewirkt hat.» Durch gute Leistungen erwarb sich Rauchenstein, obgleich Ausländer, eine Remuneration der preußischen Regierung, und für eine Preisarbeit *De Demosthenis orationum Olynthiacarum ordine* wurde er ebenfalls ausgezeichnet. Eifrig pflegte Rauchenstein auch das Fechten und Turnen. Schon Doederlein hatte ihn dazu ermuntert; Passow war ein begeisterter Turner, der im «Breslauer Turnstreit» kurz nach Rauchensteins Weggang für seine Überzeugung sogar eine mehrwöchige Haftstrafe auf sich nehmen mußte. «Wegen unzulänglicher Subsistenzmittel» dauerte die Universitätszeit nur zwei Jahre; seinen philosophischen Doktorhut erhielt Rauchenstein erst viel später (1843) *honoris causa* von der Universität Basel. Im Oktober 1820 trat er die Rückreise von Breslau an. Er legte sie größtenteils zu Fuß zurück, den Tornister gefüllt mit Programmen Passows, die ihm den Zugang zu dessen Kollegen öffnen sollten, an der Seite das Rapier. Auf diese Weise führte sich Rauchenstein am Ende seiner Wanderschaft auch bei den damaligen Vertretern der Philologie in Zürich ein: bei J. H. BREMI (1772–1837) und dem auch außerhalb der Schweiz hoch angesehenen J. C. v. ORELLI (1787–1849).

Gleich nach der Heimkehr erreichte ihn ein Ruf E. v. FELLEBERGS an seine «Erziehungs- und Bildungsanstalt für Söhne höherer Stände» in Hofwil bei Bern. Das Hofwiler Jahr (1821) galt Rauchenstein zeitlich als eines seiner glücklichsten. In Hofwil konnte er erfahren, was ein humanistisches Gymnasium mit erlesenem Lehrkörper und nicht bloß gesellschaftlich hochgestellten, sondern zum großen Teil auch geistig gut begabten Schülern zu leisten vermag. Schon am 6. Dezember 1821 wurde er an die Aargauische Kantonsschule gewählt. Er selbst hatte zunächst gezögert; Vock, Rengger und Fellenbergs Empfehlung gaben den Ausschlag. Am 3. Januar 1822 trat der noch nicht Vierundzwanzigjährige sein Lehramt an. Anfangs unterrichtete Rauchenstein auch am «Lehrverein», jenem volkshochschulartigen Institut, das 1819 von der «Gesellschaft für vaterländische Kultur des Kantons Aargau» gegründet worden war. Dem «Lehrverein» haftete von Anfang an der gefährliche

Fehler an, daß er junge Leute nach akademischer Methode bilden wollte, denen die Voraussetzung dazu abging: eine gute gymnasiale Schulung. Die Einsicht in diesen Übelstand und Reibereien der beiden Anstalten kühlten Rauchensteins Freude an seiner Nebentätigkeit rasch genug ab. Als ihm schon 1825 das Rektorat der Kantonsschule übertragen wurde, hatte er ihre Sache auch von Amtes wegen gegenüber dem «Lehrverein» zu vertreten. Bald sah er sich veranlaßt, sich gegen allerlei Angriffe auf seine Anstalt publizistisch zu wehren. In den öffentlichen Auseinandersetzungen, in die er damit eintrat, bewies er damals und später eine Kampfesfreudigkeit, wie man sie von einem Philologen nicht ohne weiteres erwartet. Die nötige Ausdauer gab ihm seine feste Überzeugung, das Recht auf seiner Seite zu haben: «Gott hat mir durch meine lieben Eltern zwar allerdings nicht unempfindliche, aber doch bis jetzt sehr feste Nerven gegeben, ohne die ich's nicht so hätte aushalten können. Und so unglücklich es mir auch wahrscheinlich geriete, wenn ich andere ohne Grund angreifen wollte, so glücklich haue ich es meistens durch, wenn man mir Unrecht bereiten will.» Seit 1828 war er Mitarbeiter, seit Ende 1832 Redaktor der liberalkonservativen «(Neuen) Aargauer Zeitung».

Am 6. Dezember 1830 wurde im Aargau «ein zwar etwas schwaches und zu wenig mutiges, aber nicht böses Regiment . . . gestürzt». Noch nach einundzwanzig Jahren ist jener Niklaustag Rauchenstein anschaulich gegenwärtig, «wo ich unsre regierungstreuen (?) Truppen weit hinaus geleitete und selbst fast eine Bajonettspitze von einem drei Ellen langen Grenadier auf die Brust infolge meines Zuredens riskierte». Er hatte allen Grund, von diesem radikalen Umsturz für die Kantonsschule, jedenfalls für das Gymnasium Schlimmes zu befürchten: so griff er nun auf konservativer Seite in den Verfassungskampf ein – bekanntlich ohne Erfolg. 1831 wählten ihn die Brugger in den Großen Rat. Dort verteidigte er die von radikaler Seite aufs schwerste angegriffene Kantonsschule am 1. März 1832 mit geradezu antiker Redegewalt. Der Zorn der radikalen Regierung, die bei der Neubestellung aller staatlichen Ämter 1835 einen Mann wie A. E. FRÖHLICH als Kantonsschullehrer nicht mehr bestätigte, ließ Rauchenstein unangetastet: der beste Beweis für seine hervorragende Lehrtätigkeit. Immerhin verlor er seinen Sitz im Kantonsschul- und im reformierten Kirchenrat.

Zu Beginn der vierziger Jahre, als der Aargau neuerdings vom politischen Fieber geschüttelt war, suchte Rauchenstein zu vermitteln –

letztlich umsonst. Dieser Abschnitt seines öffentlichen Wirkens ist wenig erfreulich. Nicht deshalb, weil der Gang der Ereignisse ihn nicht unter die Sieger einreichte. Aber es läßt sich auch nicht sagen, Rauchenstein sei auf rühmliche Weise unterlegen. Denn daß sein konservatives Denken feste Grenzen fand an seinem protestantischen Glauben und an seiner Liebe zur gesamten aargauischen Heimat, rechtfertigt noch nicht seine Haltung in der Verhandlung des Großen Rats über die Klosterfrage am 13. Januar 1841. Wenn Rauchenstein, der vorher immer wieder die Mäßigung gegenüber dem katholischen Volksteil befürwortet hatte, nun doch für die Aufhebung der Klöster stimmte, so ist das menschlich vielleicht zu begreifen – aus der ungeheuren Spannung jener Tage, aus dem Druck, den man auf ihn ausgeübt, aus der Gefahr, in der er sich selbst gefühlt haben mag. Aber über den Politiker Rauchenstein kann das Urteil nur lauten, daß er in der entscheidenden Stunde seiner Sache und sich selbst untreu geworden ist. – Bei der Erneuerung des Großen Rats im gleichen Jahr wurde er nicht mehr gewählt.

Nachdem Rauchenstein aus der aktiven Politik ausgeschieden war, nahm sein bisher so bewegtes Leben die einem Philologendasein im allgemeinen eigentümliche Form an. Schon 1827 hatte er sich mit SOPHIE BUSER von Aarau verheiratet; die überaus glückliche Ehe blieb kinderlos. Seine Stellung, auch gegenüber den Behörden, hatte sich seit den dreißiger Jahren so gefestigt, daß er 1842 wieder zum Rektor gewählt wurde. Bei der Feier seiner «fünfundzwanzigjährigen Lehrerwirksamkeit» am 3. Januar 1847 wurden dem noch nicht Neunundvierzigjährigen Ehrungen zuteil – als schönste das Aarauer Bürgerrecht – wie heutzutage kaum je einem Siebziger. Im selben Jahr wurde auch der Grund gelegt zu seiner Freundschaft mit dem trefflichen Basler Gräzisten WILHELM VISCHER-BILFINGER (1808–1874). Außer mit Vischer war Rauchenstein mit manchem andern bedeutenden Gelehrten durch brieflichen Verkehr verbunden. Sein Name war in der Schweiz und in Deutschland bekannt als der eines ausgezeichneten Schulmanns und Philologen. Er stand auf der Höhe seines Lebens.

Philologie trieb er im Geiste GOTTFRIED HERMANN'S (1772–1848), dessen Enkelschüler er über Passow war. Rauchensteins gelehrtes Bemühen ist im Grund immer Texterklärung. Ungleich schwächer war er berührt von der neueren Richtung, wie sie vertreten wurde von AUGUST BOECKH (1785–1867), dem Begründer des Corpus der Griechischen Inschriften und Darsteller des Staatshaushalts der Athener, und von KARL OTFRIED

MÜLLER (1797–1840), der einer großen historischen Gesamtauffassung des Griechentums die Bahn gebrochen hatte. Gewiß hatte Rauchenstein Sinn und Geschmack auch für die reale Umwelt der griechischen Autoren. Und in der Theorie bekannte sich schon der siebenundzwanzigjährige Rektor zu der von F. A. WOLF (1759–1824) geforderten «Altertums-kunde», deren Ziel die Erfassung der antiken Welt in all ihren Erscheinungen sein sollte. Aber ernstliche Ansätze zu solcher Universalität finden sich in Rauchensteins eigenem Schaffen nicht. Wo er Fragen anpackt, die über Einzelinterpretation hinausgreifen, ist der Einfluß der entstehenden Altertumswissenschaft ungleich geringer als jener der ästhetischen Lehren des deutschen Klassizismus. Mit diesem teilt Rauchenstein auch die Neigung, die in ihm allerdings von schweizerischer Nüchternheit gedämpft ist, die Antike in verklärter Idealisierung zu sehen.

Die schriftstellerischen Ausdrucksformen Rauchensteins sind der Zeitschriftenaufsatz und das Schulprogramm. Auch das Umfangreichste, die Einleitung zu PINDAR, blieb ein schmaler Oktavband. Das hing gewiß zusammen mit den Arbeitsbedingungen eines voll sich ausgebenden Lehrers und Rektors. Aber seinen tiefern Grund hatte es doch darin, daß Rauchenstein in sich weder die Anlage zu großen Entwürfen noch den Drang zur Verkündung neuer Ideen verspürte. Er war ein Kleinmeister seines Faches. Zwar konnte er in edles Feuer geraten – so, wenn seine Begeisterung für Pindar ihn hinriß. Aber zu höherem Geistesflug erhob er sich kaum je. Trocken, hausbacken wirkt manchmal auch Rauchensteins deutscher Stil. Doch dann bricht auf einmal seine originelle Persönlichkeit und seine angeborene schriftstellerische Begabung unwiderstehlich durch. In dem Rektoratsprogramm von 1825 erscheint seine Schreibart mit ihren umständlichen, bilderbeladenen Perioden noch fast barock; dem reifen Mann gelingen, etwa in der Schilderung des Wiedersehens mit DOEDERLEIN «zwischen Pfäfers und Ragaz, in dem wilden Tamina-Tempe» oder eines Gesprächs über Didaktik des Lateinunterrichts mit dem alten PESTALOZZI, Seiten von lysianischer Anmut. Das Latein meistert Rauchenstein in einem auch für seine Zeit nicht alltäglichen Maß. Hohes Vorbild wird auch hier GOTTFRIED HERMANN gewesen sein, in dessen metallener Latinität sich die männliche Natur des überragenden Gelehrten widerspiegelt. Rauchenstein durfte es wagen, sich das Lateinschreiben mitunter gar schwieriger zu machen, als es hätte sein müssen, so in seinen wohl köstlichsten lateinischen Zeilen – der Beschreibung eines schweizerischen Schützenfests.

Es sind Vorschläge zur Verbesserung des Pindartextes (1844), die er damit einleitet; denn mit dem Scheibenschießen vergleicht er die Kunst des Konjizierens. Rauchenstein hat dieses philologische Scheibenschießen sehr eifrig geübt. Uns schwindelt ob der Unbekümmertheit, mit der er zu ändern wagte, übrigens auf der wackligen Unterlage mangelhafter Kenntnis der Überlieferung und mit einer für den schwierigen Stil etwa der Tragödie nicht ganz ausreichenden Sprachbeherrschung. So ist denn – mit der rühmlichen Ausnahme seiner Beiträge zu attischen Rednern – das meiste, was Rauchenstein in der Konjekturealkritik gemacht hat, längst vergessen. Wie ihm, ist es gar manchem andern damaligen Philologen ergangen: hier, wenn irgendwo, war Rauchenstein ein Kind seiner Zeit.

Drei Hauptgebiete hat er gepflegt: PINDAR, die Tragiker, die Redner. Die *Einleitung in Pindars Siegeslieder* (Aarau 1843) ist wohl seine am schönsten abgerundete Leistung. Das Buch will in Pindars Welt einführen und zugleich zeigen, wie man ihn, den Fremdartigen, am Gymnasium mit Gewinn lesen könne. Denn Rauchenstein trieb tatsächlich in seiner obersten Klasse Pindar-Lektüre – mit einem Erfolg, der jedenfalls ihn selbst beglückte. Nicht mancher Gymnasiallehrer hat den Mut gehabt, ihm auf diesem Weg zu folgen. Von der Forscherarbeit eines Jahrhunderts, vor allem durch die Entdeckung des Archaischen in bildender Kunst und Schrifttum, ist das Verständnis gerade Pindars mächtig gefördert worden: da heißt es etwas, daß die «Einleitung» es noch heute verdient, gelesen zu werden. Unter den Pindar-Kennern seiner Zeit stand Rauchenstein ehrenvoll da; sein gesunder Sinn bewahrte ihn auch vor damals modischen Verirrungen: dem «Hineingeheimnissen», der Jagd nach vermeintlichen Beziehungen zwischen Mythos und Anlaß des Gedichts.

Die Einleitung des Programms *Zu den Eumeniden des Aeschylus* (1846) kann dem Nichtfachmann wohl am ehesten ein Bild von Rauchensteins Standort in der Geschichte unserer Wissenschaft vermitteln. Er geht aus von dem berühmten und schmerzlichen Streit, der 1833 ob diesem Stück zwischen G. HERMANN und K. O. MÜLLER ausgebrochen war: zwischen einer gewiß nicht auf die Feststellung des bloßen Wortsinns, aber wesentlich doch auf die Texterklärung sich beschränkenden Philologie und der Richtung eines «neuen Geschlechts», das statt «Notengelehrsamkeit» das Gesamtverständnis eines Dichtwerks aus den politischen, rechtlichen, religiösen und künstlerischen Voraussetzungen for-

derte. Rauchenstein entscheidet sich, wenig mehr als ein Jahrzehnt nach dem Ausbruch dieses Prinzipienkriegs, nicht mit einem Entweder–Oder, sondern mit einem Sowohl–Als auch. Das stellt seiner Urteilkraft ein gutes Zeugnis aus. Für sein Teil ist er allerdings seiner Lebtag Hermannianer geblieben. Über die bloße Konjekturekritik erhebt sich auch die Abhandlung *Die Alkestis des Euripides* (1847), worin er die Stellung dieses Stücks zwischen Tragödie und Satyrspiel bestimmt und – in der philologischen Sprache seiner Zeit – Erkenntnisse ausspricht, die von heutiger Auffassung im Grunde gar nicht weitab liegen.

Verdienten, nachhaltigen Erfolg hatte Rauchenstein mit seinen erklärenden Ausgaben des *LYSIAS* und *ISOKRATES*. Am Neujahrstag 1848 schrieb er an Vischer: «Es ist mir nämlich während dieser Winterunruhen der Geschmack und die Sammlung des Gemütes für griechische Dichter etwas vergangen, und ich habe, von Herrn Sauppe eingeladen, ihm versprochen, ein halbes Dutzend lysianischer Reden für den Schulgebrauch zu bearbeiten mit einem ungelehrt aussehenden, möglichst zitatelosen Kommentar nur so weit als der Schüler braucht, um durch eine Präparation *au fait* zu kommen. Leider habe ich aber zu wenig Muße, denn das Rektorat und viele andere Notwendigkeiten lassen mir in der Woche nur wenige Stunden.» Am 13. September 1848 kann er dem Basler Freund ein Exemplar übersenden: «. . . Lysias, der schon vor fünf Monaten bis auf weniges ausgedruckt war und durch Germaniens Freiheitstroubeln und der Setzer und Drucker zeitweilige Empörung zu lange, um noch einmal durchkorrigiert zu werden, ist zurückgehalten worden. Mein armer Lysias hat aber nicht nur hierin, sondern schon in der Konzeption die Rauheit der Weltstürme erfahren müssen. Ich habe die Arbeit im November, während des Sonderbundskrieges angefangen.» Im *Lysias*, der würdig eine Reihe kommentierter Schulausgaben eröffnete, sind Rauchenstein Verbesserungen gelungen, die ihren Platz im Text behaupten werden – in einem Text, den immerhin Männer wie REISKE und DOBREE durchgearbeitet hatten. Mit überlegener pädagogischer Weisheit gibt er die Hilfen, deren der Neuling bedarf. Seine Noten und Einleitungen sind noch heute von Nutzen. Dieser *LYSIAS*-Ausgabe ist es sichtlich zugute gekommen, daß ihr Bearbeiter selbst erfahren hatte, wie es im öffentlichen Leben leidenschaftserfüllter Revolutions- und Restaurationsjahre zugeht. Rauchenstein hatte die Freude, von Lysias selbst noch die siebente Auflage herauszubringen. Ähnlich angelegt wie der *LYSIAS* war die Ausgabe zweier Reden (*Panegyricus*, *Areopagi-*



*ticus*) des ISOKRATES (11849, 41874). Aus dem Studium dieser beiden Redner ist eine Reihe kleinerer philologischer und historischer Arbeiten hervorgewachsen.

Seine klassisch-philologische Schulung ließ ihn auch auf andern Gebieten rasch sich zurechtfinden; so legte er in dem Programm *Winklerieds Tat bei Sempach ist keine Fabel* (1861) eine Analyse von HALBSUTERS berühmtem Liede vor. Unnötig zu sagen, daß ihm die Geschichte unseres Landes am Herzen lag; gerne stellte er Vergleiche zwischen griechischen und schweizerischen Verhältnissen an.

Die Gegenstände seiner wissenschaftlichen Arbeit sind ihm fast alle durch seinen Unterricht nahegelegt worden. Für begabte Schüler muß es ungemein anregend gewesen sein, einem Lehrer zu folgen, der die Autoren, die sie bei ihm lasen, so gründlich und so selbständig durchforscht hatte. Rauchensteins begabteste und nachmals berühmteste Schüler waren sich einig nicht bloß in der Dankbarkeit ihm gegenüber, sondern auch im Einstehen für das in Rauchenstein verkörperte humanistische Gymnasium: Regierungsrat AUGUSTIN KELLER, Bundesrat EMIL WELTI, General HANS HERZOG.

Das Rektorat behielt Rauchenstein von 1842 an, abgesehen von einer kurzen Unterbrechung (1850–1852) infolge eines Zwists mit dem Schulrat, bis 1861. Mit der politischen Entwicklung fand er sich einigermaßen ab. So heißt es 1851: «. . . ich danke Gott, daß es in manchem nicht so schlimm gekommen ist, als es hätte können, wenn es auch schon nicht rosig steht. Aber verglichen mit unsern Nachbarn im Westen und im Norden geht es uns passabel, und mancher Wahn ist dahin, der noch vor vier Jahren furchtbar war.» Während der bangen Spannung des Neuenburgerhandels gereicht es ihm «zum wahren Trost und erhebt (es) den Mut, daß, wohin man sich auch wendet, gleichdenkende Gesinnung einem aus jedem Munde überall entgegenkommt. Mich dünkt, eine solche Einmütigkeit und ruhige Entschlossenheit hat unser Vaterland seit den Burgunderkriegen und seit 1499 nicht mehr gesehen.» Wie Vischer lehnte er 1859 die für Schweizer unannehmbare Sprache deutlich ab, die an manchen Schiller-Feiern laut wurde: «Wir verdanken ihm alle viel von Jugend auf, er ist ein Dichter für die Jugend, und wir feiern ihn von Herzen, aber vermittelt der Demonstrationen, die man in Deutschland aus der Feier macht, und die wir nicht nötig haben, kam etwas Forciertes hinein, eine Überschwenglichkeit, die das Schöne und Erhebende verdrängt.»

1851 wählte der Bundesrat Rauchenstein in die Expertenkommission für die Eidgenössische Hochschule. Zum Befremden W. VISCHERS und ANDREAS HEUSLERS stimmte Rauchenstein, der ursprünglich Gegner der «Zentraluniversität» gewesen war, in der Kommission dann doch für den Plan.

Je länger je schwerer entschloß sich Rauchenstein zu andern Reisen als solchen nach Brugg oder zur Kur während der Ferien; er kommt sich selbst als «Hausmücke», als *οἰκουρός* vor. Immerhin fuhr er 1860 doch «über die Schafmatt» zur Vierhundertjahresfeier der Universität Basel.

1861 trat er als Rektor, 1866 als Hauptlehrer der klassischen Sprachen zurück. Das neue Schulgesetz von 1865 hatte das Griechische auf die Stufe eines Fakultativfaches herabgedrückt: die von Rauchenstein geprägte humanistische Epoche der Kantonsschule war beendet, die naturwissenschaftliche brach an. – Schwer litt Rauchenstein unter dem Verlust seiner Gattin im Januar 1866: «Mich verfolgt nun ein stetes Heimweh, das mich schwerlich je ganz verlassen wird. Mein Haupttrost ist, daß ich in wenigen Wochen mein 69. Jahr antrete. Vergessen kann ich es zum Glück allemal in der Schule . . . Zu Hause suche ich Medizin in wissenschaftlicher Beschäftigung, aber auch das will mir weniger gelingen, weil der Schmerz mich fast jeden Augenblick nebenaus zu denken zwingt.» Um ihm die Einsamkeit zu erleichtern, erlaubten ihm die Behörden, den Griechischunterricht in der obersten Klasse fortzuführen. Aber wenn er 1867 noch von «der unnötigen Reduktion meiner Wirksamkeit an der Schule» gesprochen hatte, so war er 1870 doch «froh . . ., des Schulhaltens entlediget zu sein. Alles hat eben seine Zeit.» Immerhin behielt er bis an sein Lebensende das Amt eines Inspektors für den altsprachlichen Unterricht am Gymnasium.

Trotz allerlei Krankheiten, die ihn im Alter plagten, blieb Rauchenstein geistig stets wach und aufnahmebereit. 1869 schilderte ihm VISCHER, warum und wie er die Berufung des jungen F. NIETZSCHE nach Basel durchgesetzt hatte. Rauchenstein antwortete ihm: «. . . die Zeit wird kommen, wo man allgemein anerkennen wird, was man Ihrem edeln Eifer und Ihrer Umsicht verdankt.»

Am 3. Januar 1879 erlag Rauchenstein einem Schlaganfall, genau siebenundfünfzig Jahre nachdem er sein Amt an der Aargauischen Kantonsschule angetreten hatte.

Den Wert seines arbeitsreichen Lebens sah er selbst vor allem in seinem Erziehertum: «Inzwischen» (während der «Pause» im Rektorat,

1851) «finde ich mich ganz befriedigt damit, daß ich mehr Muße habe, unserer jungen Leute mich anzunehmen, und es ist auch wohl das Beste, was ein Lehrer tun kann. Das Rektorianen, wo einem überall die Hände gebunden sind, tut es doch nicht, das Bücherschreiben auch nicht.» Und besser könnten wir sein ganzes Leben nicht würdigen, als er selbst es in folgenden Worten, die freilich vom Philologen Rauchenstein allzu bescheiden sprechen, getan hat: «Alle Jahre mache ich die stärkende Erfahrung, daß mich die jungen Leute gern haben . . . und am Ende dankend anerkennen, daß sie viel bei mir gelernt haben. Und der Verkehr mit meinen Schülern ist für mich nicht nur ungezwungen, sondern auch höchst angenehm, um so mehr, als ich keine eigne Kinder habe. Daraus erkenne ich seit vielen Jahren, daß ich nicht zum eigentlichen Politiker noch zum eigentlichen Gelehrten, sondern zum Gymnasiallehrer geschaffen bin. Nur Rektor bin ich ungern, weil ich da anderer Lehrer Buben in der Ordnung halten und mit Kollegen, Behörden und Publikum viel zuviel zu schaffen haben muß. Ich bringe damit wahrlich ein patriotisches Opfer . . .»

#### *Bibliographie*

*I. Leben.* 1. RAUCHENSTEINS handschriftliche, bis 1846 reichende Autobiographie (ohne Überschrift), mit einem Schriftenverzeichnis: A(argauisches) St(aats-) A(rchiv Aarau.) Autobiographische Angaben RAUCHENSTEINS u. a. auch: Pädagogische Revue von MACER 37 85–98 (1854). Neues Schweizerisches Museum 4 155–169 (1864). – 2. Festschrift *Zur Feier der 25jährigen Lehrerwirksamkeit von Rudolf Rauchenstein* (3. Januar 1847), Aarau. Dazu: Rauchensteins bei diesem Anlaß gehaltene Rede, handschriftlich, A. St. A. – 3. Nekrologe: «Aarg. Hausfreund», Nr. 2, vom 11. Januar 1879; «Basler Nachrichten», Nr. 13 und 14, vom 16. und 17. Januar 1879 (Landammann KARRER). – 4. C. Bursians Jahresbericht über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft 16, 1879 (Biographisches Jahrbuch, Band 2) 1 f. («nach Mitteilungen von Fr. RAUCHENSTEIN»); danach: KARL FUHR in der Einleitung zur 8. Auflage von Rauchensteins *Lysias*, Berlin 1880, Band I, S. XIX. – 5. FRANZ FRÖHLICH, *Zur Erinnerung an Alt-Rektor Prof. Dr. R. Rauchenstein* (Literarische Beigabe zum Programm der Aargauischen Kantonsschule 1880, S. 1–28. Mit «Verzeichnis der wissenschaftlichen und pädagogischen Arbeiten Rauchensteins», S. 29–31). Reichhaltigste Darstellung von Rauchensteins Leben und Schaffen. – 6. ALBERT SCHUMANN, *Aargauische Schriftsteller*, I, Aarau 1887, S. 73–104. – 7. Derselbe in: Allgemeine Deutsche Biographie 27, 296–392 (Leipzig 1888.) 8. JAKOB SUTER, *Rudolf Rauchenstein*, in: Brugger Neujahrsblätter 11, 1–24 (1900). – 9. EDUARD VISCHER, *Rudolf Rauchenstein und Andreas Heusler*, Aarau 1951, besonders S. 148–171 (gilt dem Politiker, ist aber grundlegend für jede weitere Beschäftigung mit Rauchenstein). – 10. THEODOR MÜLLER-WOLFER, *Die Aargauische Kantonsschule in den vergangenen 150 Jahren*, Aarau 1952, passim (Rauchensteins Bedeutung für die Entwicklung der Kantonsschule).

*II. Werk. Gedrucktes:* Maßgeblich die 174 Nummern umfassende Bibliographie in Nr. 6. Vgl. die Schriftenverzeichnisse in Nrn. 1, 2, 4, 7. – *Ungedrucktes:* 11. *Nachlaß Rauchenstein*, A. St. A.: enthält außer Nr. 1 u. a. Schulhefte, Kollegiennachschriften (aus der Berner Zeit); Einleitungen zu Autoren, die Rauchenstein in der Schule behandelte; Zensurreden; genealogische Notizen aus Brugger Archiven; einen Ehevertrag (Entwurf) Rauchensteins und seiner Gattin Sophie geb. Buser; Briefe (z. T. Einzelstücke) namhafter Philologen an Rauchenstein, darunter: J. G. BAITER, Th. BERGK, A. BOECKH, J. J. BREMI, L. DOEDERLEIN, J. U. FAESI, G. HERMANN, K. F. HERMANN, FR. JACOBS, H. KOECHLY, E. v. LEUTSCH, TY. MOMMSEN, J. C. v. ORELLI, F. PASSOW, O. RIBBECK, H. SAUPPE, F. W. SCHNEIDWIN, W. WACKERNAGEL. – 12. *Briefwechsel* mit A. HEUSLER (soweit nicht in Nr. 9 veröffentlicht; vgl. ebenda 330). – 13. *Briefwechsel* mit KARL RUDOLF HAGENBACH (vgl. Nr. 9, S. 147<sup>408</sup>). – 14. *Briefwechsel* mit dem Basler Gräzisten WILHELM VISCHER-BILFINGER (1808–1874). Briefe Rauchensteins im Familienarchiv Vischer, Basel; Briefe Vischers, A. St. A., Nachlaß Rauchenstein. Vgl. ED. VISCHER, Zeitschrift für Schweizerische Geschichte 29, 236<sup>11</sup> (1949). Für die mir gestattete Verwendung der Briefe Rauchensteins (oben S. 244, 248–251) sage ich den Nachkommen W. Vischers, besonders dem Urenkel, meinem Kollegen Prof. Dr. WILHELM VISCHER, auch hier den verbindlichsten Dank. –

*III. Bildnisse Rauchensteins.* Gemälde von KONRAD HITZ im Rathaus Brugg 1847 (Nr. 5, S. 13). Lithographie aus demselben Jahre (Nr. 5, S. 14): ein Abzug in der Porträtsammlung der Universitätsbibliothek Basel. Photographie aus hohem Alter (ebenda).

BERNHARD WYSS

## Franz Xaver Bronner

1758–1850

In den ersten fünfzig Jahren der kantonalaargauischen Geschichte: welcher Zug bedeutender Physiognomien! Eine der unvergeßlichsten unter soviel Berühmten ist die des Mannes, den der Dichter Wieland den genialischen Bronner genannt hat.

Am 23. Dezember 1758 wird Franz Xaver Bronner in Höchstädt als erstes Kind eines Ziegelbrenners geboren, den Eltern eher eine Last als eine Freude. Dem aufgeweckten Buben erteilt der Kantor von Höchstädt Unterricht im Singen und bleut ihm mit Peitsche und Fußtritt die ersten Religionsbegriffe ein. Der Elfjährige wird auf Grund einer Singprüfung als Student bei freier Kost und Kleidung ins Jesuiten-seminar in Dillingen aufgenommen und vornehmlich durch das lateinische Schultheater im festlich-feierlichen Stil des Barock zum Cavalier gebildet. 1776 tritt Bronner, dem Drängen seiner Mutter nachgebend,



RUDOLF RAUCHENSTEIN

1798-1879